Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 4

Artikel: Sie werden dem Bock das Fell nicht abziehen : Erlebnisse eines Wildhüters

Autor: Fähndrich, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073746

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sie werden dem Bock das Fell nicht abziehen

Erlebnisse eines Wildhüters

Von Peter Fähndrich

Wie ich zur Wildhüterei gekommen bin? – Am einfachsten wäre es wohl, wenn ich sagen würde: Gewählt hat man mich! Auf jeden Fall: Man hat es mir nicht an der Wiege gesungen, daß ich einmal vierzig Jahre lang Wildhüter sein werde. Wir waren Bergbauernbuben, – und daß man da auch mit der Flinte umzugehen weiß, ist beileibe kein Geheimnis. Es kann gut sein, daß da hin und wieder auch ein verbotener Schuß fällt. Das will ich nicht bestreiten.

Es mag nun an die sechzig Jahre her sein, so um 1905 herum, in einem langen, kalten und schneereichen Winter. Wir waren oben im Wald, mein Vater und ich, eine knappe Stunde über Schwandi im Kandertal, wo ich aufgewachsen und wo ich geblieben bin bis heute. Wir rüsteten Langholz, das wir vor Wochen geschlagen hatten. Einmal, am Vormittag, nahm der Vater die Pfeife aus dem Mund und wies auf eine verwehte Marderspur:

«Schau mal da, das sieht fast aus, als ob dieser Bursche nicht weit weg wäre. Ich glaube, ich glaube, dem begegnen wir heute noch . . .»

«Meinst?» fragte ich gleichgültig. Aber ich spürte schon ganz genau, wie mich der Teufel stüpfte. Das fährt einem so in die Knochen, man weiß nicht wie. Keine Ruhe läßt es einem.

Des Mittags hockten wir uns auf einen Trämel, kramten unsere Rucksäcke aus mit dem Speck und dem Brot, das uns Mutter sorglich in einen wollenen Unterrock gewickelt hatte. Und was dem Tee an Hitze abgegangen war, das schütteten wir aus der Brönntsflasche nach.

Dann sahen wir auf einmal die Marderspur wieder. Aber ganz frisch, als sei der Kerl eben erst vorübergegangen. Und da juckte und zuckte es schon wieder in den Fingern. Es war nicht nur des Felles wegen, das damals sehr gesucht war. Mir war einfach, als sollte ich den dreisten Burschen, der uns da vor der Nase herumspazierte, zur Strecke bringen,

und wäre er tausendmal schneller, als er ohnehin schon ist.

Die Spur führte zu einer nahen, kleinen Sennhütte. Dort, unter den Stallbrettern, hatte sich der Marder verkrochen.

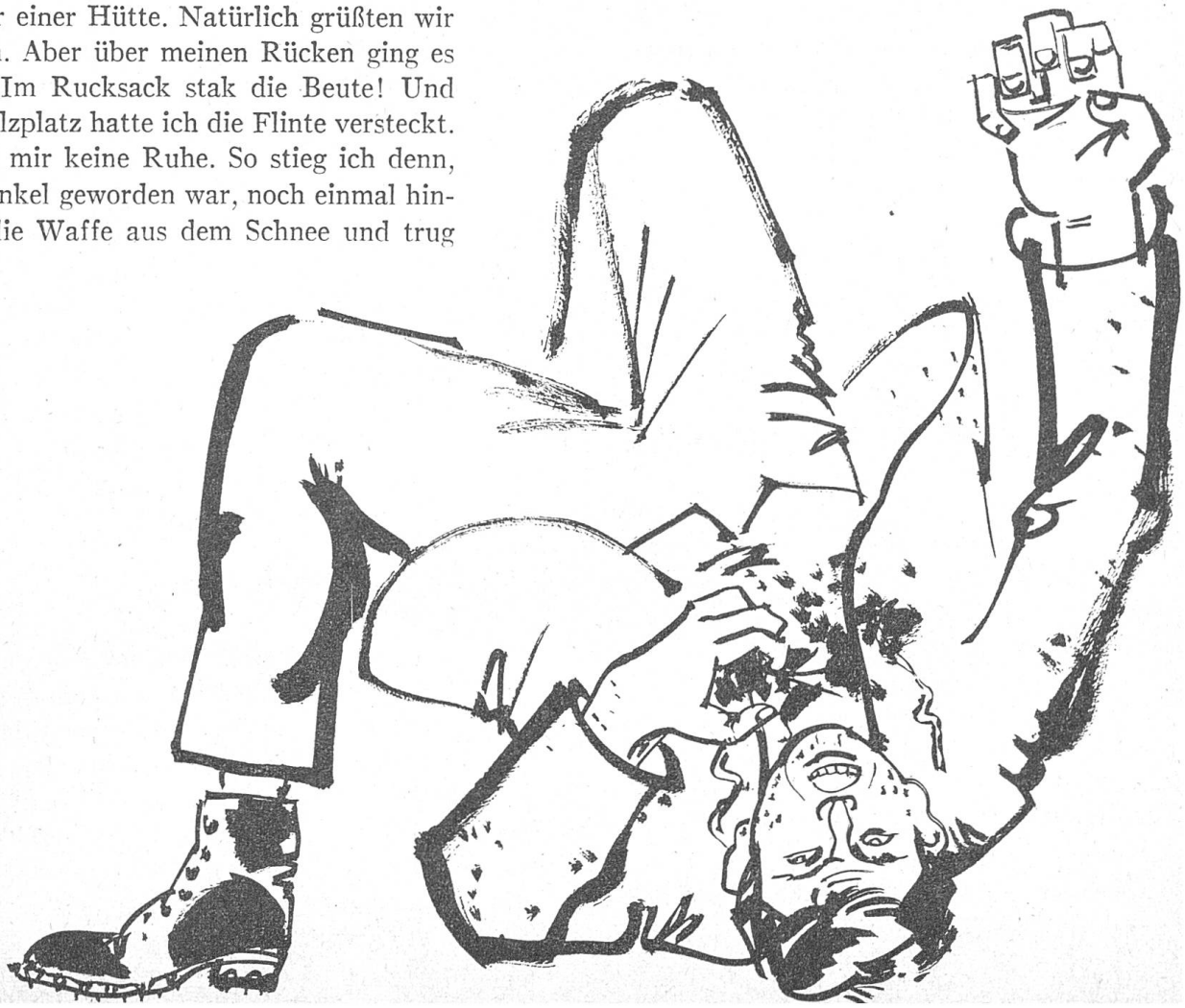
Ich eilte heimwärts, so schnell mich die Beine trugen, holte Waffe und Munition. Schrot war es. Es gab eine einzige kleine Öffnung, die der Marder benützen konnte, und als Vater auf den Stallbrettern einen mörderischen Lärm vollführte, flitzte der Gejagte aus seinem Loch hervor. Es war eigentlich gar keine Kunst mehr, das Tier zu schießen. Aber damals war ich nicht wenig stolz darauf. Heute allerdings nicht mehr.

Daß fast zur selben Stunde der Wildhüter drunten im Tal auf die Marderspur gestoßen war, wußten wir natürlich nicht. Auch nicht, daß er, den untrüglichen Stapfen folgend, berganstieg. Irgendwie aber hatte er die Spur wieder verloren und glaubte den Marder längst wieder in den Wald entwischt. Jedenfalls, als wir uns gegen Abend wieder auf den Heimweg machten, saß der Wildhüter schwatzend bei einem Knecht vor einer Hütte. Natürlich grüßten wir beide freundlich. Aber über meinen Rücken ging es kalt und heiß: Im Rucksack stak die Beute! Und droben beim Holzplatz hatte ich die Flinte versteckt. Gerade das ließ mir keine Ruhe. So stieg ich denn, als es richtig dunkel geworden war, noch einmal hinauf, grub mir die Waffe aus dem Schnee und trug sie nach Hause. Erst dann war es mir so richtig wohl, und noch heute weiß ich, wie stolz ich damals gewesen bin. Darauf nämlich, daß wir dem Wildhüter eins auswischen konnten.

Und dann bin ich selber Wildhüter geworden! Es war 1910. Unser Wildhüter war damals nicht mehr der Gesündeste. Er fand es für geraten, sich nach einem Gehilfen umzusehen. Und wen wohl schlug er dem bernischen Regierungsrat vor? Ausgerechnet mich, den Peter Fähndrich! Und als es dann ein Jahr später wieder Herbst geworden war, flatterte ein Brieflein daher: Zum vollamtlichen Wildhüter habe man mich ernannt, stand da, und daß mein Monatslohn 80 Franken betrage.

Das Fell abgezogen

Es war wieder einmal September geworden. Auf diese Zeit warten die Jäger mit Ungeduld. Aber nicht nur sie. Es gibt nicht wenige, die ein Jagdpatent nur vom Hörensagen kennen, und wenn die ersten Nebel stei-



gen, gramselt es ihnen nicht minder in den Fingerspitzen. Manchem bin ich in die Quere gekommen, und daß ich ihm die Suppe gehörig versalzen mußte – nun, das gehört eben zu meinen Pflichten.

Wenn ich mich recht erinnere, war es der erste Jagdsamstag. Gute zwei Stunden mochten wir gestiegen sein, mein Kollege Künzi und ich, als da plötzlich irgendwo in der grauen Nebelsuppe ein Schuß fiel, und gleich darauf noch ein zweiter. Weit war es nicht. Aber was hätte es uns geholfen, wenn wir da gleich drauflos gehüstert hätten? In diesem verfluchten Nebel war ja nichts zu sehen.

So hockten wir uns denn einmal hin auf unsere Rucksäcke, halb versteckt hinter einem großen Stein. Lange brauchten wir nicht zu warten, denn auf einmal riß der Nebel auf und . . . am jenseitigen Hang kletterten zwei Burschen aufwärts, das Gewehr umgehängt, und oben im Geröll lag ein Gemsbock!

«Kennst sie?» raunte ich dem Kollegen zu, der schon seinen Spiegel aus dem Futteral gerissen hatte und eifrig hinübersperberte. «Weiß der Gugger», brummte Künzi, «den einen habe ich schon oft gesehen, aber wo soll ich den andern hintun?»

Den Kleineren aber hatte ich erkannt: der junge Böhlen war es. Sein Vater besaß in der Nähe eine Hütte; dort wollten die beiden wohl nächtigen. Aber als wir nun wieder zu spiegeln anfangen wollten, da schlich von neuem der Nebel aus dem Tobel herauf und deckte alles zu. Deutlich hörten wir es aus dem Tal sechs Uhr schlagen. Höchste Zeit war es jetzt, nach einem Nachtlager Ausschau zu halten.

Am Morgen war der Nebel wie weggewischt. Nur um die Gräte hingen noch einzelne Fetzen. Und als es hell genug geworden war, sahen wir aus dem Kamin der Böhlenhütte ein dünnes Räuchlein aufsteigen.

Es rührte sich nichts, als wir zur Hütte kamen. Die Tür war verschlossen. Hinten lagen zwei Fenster. Künzli stellte sich zur hintern Hüttenecke. Ich selber behielt die Vorderfront im Auge.

Es begann zu rumoren in der Hütte. Laute Reden führten die Burschen und schienen gut gelaunt zu sein. Dann stieß einer das hintere Fenster auf, lehnte sich hinaus und sperberte in die Höhe.

«Zum Donner! Jetzt ist er weg», rief er in die Hütte. Den Nebel meinte er und war offensichtlich enttäuscht. Und eben, als er den Kopf zurückziehen wollte, gewahrte er Künzi. Krachend flog das Fenster zu, und mäuschenstill wurde es in der Hütte.

Ich klopfte und polterte an die Türe, aber die Kerle rührten sich nicht. Nun, so viel Zeit wie ihr haben wir auch, dachte ich mir und hockte auf den Brunnenrand. Einmal ging ich so zum Zeitvertreib zur Hüttentüre und drückte auf die Falle. Ich war nicht wenig erstaunt, daß sie aufging.

Im Stübchen saßen sie beim Zmorgen. Ich grüßte und fragte, wo sie die Gemse versteckt hätten. Natürlich hatten sie nie im Leben eine Gemse gesehen und geschossen schon gar nicht.

«So», sagte ich, «dann will ich euch einmal einen bringen, der euch gesehen hat und die Gemse dazu.» Dann rief ich den Künzi in die Hütte. «Schau dir mal die beiden an, Künzi. Sitzen da und behaupten, sie hätten noch nie eine Gemse gesehen. Dabei riecht man den Braten von weitem.»

Künzi lachte laut. Aber einer der Burschen gab sich immer noch nicht geschlagen. «Ha, Braten! Arme Wildheuer und Braten! Käse und Brot, ja, und etwa ein Zipfelchen Wurst, das ist unser Bankett. Den Rest könnt ihr euch getrost aus dem Märchenbuch zusammenklauben.»

Aber jetzt war es an mir, zu lachen. So nötlig brauchten sie jetzt nicht zu tun, sagte ich ihnen. Und dann konnte ich auch meinen Trumpf ausspielen: «Überhaupt, Ihr da», sagte ich zum Älteren, «woher kommt wohl das eingetrocknete Blut an Eurer Hose?» Und zum anderen: «Und Ihr – wer hat Euch wohl Gemshaar auf den Hut geschüttet? Vielleicht ist euch beiden ganz zufällig eine Gemse ins Messer gefallen?»

Hei, wie sie sich wanden und drehten und abstritten und logen. Aber wir waren hart, wir beide. Und endlich rückten sie mit den Fellen heraus. Und das hat sie dann einiges gekostet.

Der Adler kommt

Bis vor kurzem durften die Adler noch gejagt werden. Erst anno 1952 hat man endlich gemerkt, daß der Adler am Aussterben ist, und erst dann wurde er geschützt. Vorher hat man ihm überall nachgestellt, und ich glaube, das war, weil man von ihm immer wieder solche Schauermärchen erzählte: Daß er kleine Kinder raube und in seinen Horst trage, damit die Jungadler etwas zu fressen hätten. Aber das ist ja alles Unsinn.

Manchen Adler habe ich gesehen, und ich weiß, wie nützlich er ist. Er ist nämlich so etwas wie ein Gesundheitspolizist, und der Rabe hilft ihm dabei: Auf die Kadaver umgestandener Tiere haben es beide abgesehen, und beide haben keine Ruhe, bis nur noch blanke Knochen daliegen. In den Bergen gibt es nichts Faulendes und nichts Stinkendes, wenigstens dort, wo die Menschen nicht dreinpfuschen!

Einmal, an einem Frühsommertag, hatte ich einen Adler beobachtet. Ein Gemsenrudel war in der Nähe mit einem Kitz. Und das hatte der Adler ins Auge gefaßt.

Zuerst zog er seine Kreise, eine halbe Stunde lang. Manchmal riß ihn der Gratwind in die Höhe, dann ließ er sich wieder fallen, und schließlich hockte er sich auf einen Felsblock, weit oben im Grat, und tat stundenlang, als kümmere er sich überhaupt um nichts.

Aber da darf man sich nicht täuschen lassen. Auch die Gemsen taten es nicht, obwohl sie scheinbar ruhig ästen. Der Adler sticht eben nicht plötzlich auf seine Opfer hinab. Er beobachtet zuerst lang, dann verschwindet er auf einmal – und damit hat der Angriff schon begonnen.

Darum wurde ich unruhig, als am frühen Nachmittag der Adler plötzlich verschwunden war, und auch den Gemsen war es nicht mehr geheuer. Auf einmal richteten sich die vordersten Tiere jäh auf, und ich sah einen dunklen, schweren Schatten über die Steine daherkommen. Jetzt ging alles viel schneller, als ich es erzählen kann: Als der Adler das Gamskitz packen wollte, schnellte aus einer Mulde plötzlich das Muttertier. Einen gewaltigen Sprung tat es und flog dem Adler entgegen, zwei- oder sogar dreimal. Das hatte der Adler nun gar nicht erwartet. Da war er seiner Sache viel zu sicher. Aber er gab nicht auf.

Ein zweites und ein drittes Mal flog er noch an, und jedesmal versuchte er auf das Kitz niederzustoßen. Aber jetzt war auch der Gemsbock zur Stelle, und jedesmal schien es mir, als sei der Hochsprung wütender und heftiger.

Der Adler kreiste noch ein paarmal über der Stätte seiner Niederlage und verschwand.

Ich hatte das vorher nie gesehen, und auch nachher sah ich es nie mehr. Es war etwas vom Rührendsten, das ich je erlebte.

Ein schöner Brief

Es ist ja gut, wenn man Vertrauen hat und manchmal auch etwas glaubt, aber zuviel davon ist ungesund.

Als ich an einem späten Nachmittag heimkam, traf ich just mit dem Briefträger zusammen. «Soso, Peter», lachte er, «du hast da scheints irgendwo eine heimliche Verehrerin, oder sag selber, sieht das da nicht verdächtig nach einem Liebesbrief aus?»

Tatsächlich, das konnte ich nicht abstreiten, denn er steckte mir ein rosarotes Brieflein entgegen. Aber necken konnte ich schließlich auch:

«Das ist noch gar nüt, Pöstler; wenn mir jede schreiben wollte, die ein Auge auf mich geworfen hat, dann müßtest du jeden Tag mit einem Räf zu mir hinaufsteigen. Dir würde allweg das Spötteln vergehen!»

Aber ich muß schon sagen, fast glaubte ich nämlich selber an diesen Liebesbrief. Wenigstens erwartete ich etwas Besseres, als was dann in diesem Couvert steckte. Da schrieb nämlich einer, daß er ganz zufällig gehört habe, am Samstag und Sonntag solle auf Grimer und Roslauenen gewildert werden, weil die Burschen glaubten, ich sei dann an einem Landesschießen. Unterschrieben war der Brief nicht. Aber das fiel mir nicht auf.

Ganz wohl war es mir zwar schon nicht – aber, wenn es jetzt stimmen würde, was da geschrieben stand?

Gegen Abend ging ich zum Landjäger und bat ihn um seine Begleitung. Er kam mit, vielleicht nicht gerade gern; aber er kam wenigstens. Beim Einnachten waren wir schon am Ziel. Alles mögliche kam: der Wind, die Kälte, der Mond, ein Käuzchen – nur kein Wilderer!

Als Mitternacht schon lange vorbei war, sagte der Landjäger, er gehe jetzt nach Hause, da passiere ja sowieso nichts mehr. Ich sah ihm noch lange nach, und ein paarmal juckte es mich, ihm zuzurufen, er solle auf mich warten, ich käme auch. Aber irgendwie hatte ich doch noch Hoffnung – und blieb.

Auf Obergiesenen fand ich ein Nachtlager, und am andern Morgen war ich schon früh wieder auf den Beinen. Es war zwar kalt und trüb. Aber es war Sonntag, und ich dachte mir, daß da doch sicher Wilderer am Werk sein müßten. Aber bis weit in den Nachmittag hinein sah ich kein menschliches Wesen, und alles, was ich hörte, waren die Dohlen.

Eine Wut hatte ich damals, eine Wut! Fast schämte ich mich ein wenig, und ganz besonders dann, als ich las, was mir die Forstdirektion als Kommentar ins Tagebuch gemalt hatte: «Der Brief war jedenfalls dazu bestimmt, Sie vom wirklichen Tatort abzulenken.»

Gut gewetzt

Eigentlich waren wir damals schon wieder auf dem Heimweg, mein Kollege und ich, als wir vor dem Dachsbau Streifen und Flecken von eingetrocknetem Blut entdeckten. Der Dachsbau war mit Steinen verschlossen. Da mußte einer eine Falle gerichtet und einen der gefangenen Dachse erschlagen haben.

Wir räumten die Steine weg und stießen auch richtig auf eine eiserne Falle. Sie war an einer Kette befestigt.

«Das kann nur der Wetz gewesen sein, wer sonst!» sagte ich zu meinem Kollegen, denn diesem Burschen war ich schon mehr als einmal auf die Spur gekommen. Die Fallensteller waren mir immer besonders zuwider, aber dieser Wetz war ein gar ungehobelter Geselle.

Wir beschlossen, in einem Versteck dem Wetz abzupassen, denn wir waren überzeugt, daß er noch auftauchen müsse. Aber wir warteten vergeblich, bis tief in die Nacht hinein. In einer nahen Hütte fanden wir ein Heulager. Am andern Morgen waren wir schon früh wieder auf den Beinen. Doch der Wetz ließ sich auch gegen Mittag nicht blicken.

Jetzt mußte etwas geschehen, denn zu allem Überfluß ging auch unser Proviant dem Ende entgegen. Wir hatten ja nicht damit gerechnet, daß wir so lange da oben bleiben müßten. So beschlossen wir denn, daß ich nach Hause gehen sollte, um dort den Rucksack aufzufüllen. Mein Kollege, der einen viel weiteren Heimweg gehabt hätte, blieb derweilen im Versteck.

Ich ging aber nicht auf dem direkten Weg nach Hause, sondern tat, als käme ich von einer ganz andern Seite und ging dabei am Haus des Fallenstellers Wetz vorbei. Was ich gehofft hatte, das geschah dann auch: Wetz werkte irgend etwas vor dem Hause und sah mich vorbeigehen, ja, er wünschte mir sogar noch einen guten Tag. Dieser verfluchte Heuchler! Dabei dachte er sich doch sicher, daß er

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE

Wer hat die Einbrecher überrascht?

mich nun los sei und daß ich für heute ganz bestimmt zu Hause bleiben werde.

Als er mich dann zu Hause glaubte, muß er zu seinem Rucksack gegriffen haben und bergauf gestiegen sein. Und dann kam alles so, wie wir es uns ausgemalt hatten: Wetz kam zum Dachsbau, begann zu werken und zu graben, schwitzte und schimpfte – und dann war keine Falle mehr da. Das war die erste Überraschung. Und die zweite kam bald darauf: Da stand nämlich wie aus dem Boden gewachsen mein Kollege neben dem Fallensteller, und er sah ihn immer nur an, ohne ein Wort zu sagen. Das war auch gar nicht nötig, Wetz war auch ohne das ganz bleich geworden. Und vorzustellen brauchten sie sich auch nicht, die beiden kannten einander.

Als dann die Sache vor den Richter kam, sahen wir uns alle wieder. Der Richter kannte keine Nachsicht, der Wetz hatte das eben nicht zum ersten Male gemacht. 120 Franken Buße hatte er hinzulegen. Das war natürlich damals, in den zwanziger Jahren, eine ganz gewaltige Summe für einen kleinen Bergbauern und Hilfsarbeiter. Aber gerade deswegen war es auch eine richtige Strafe, und die mußte eben sein. Ich glaube, sie hatte dem Wetz doch Eindruck gemacht. Auf jeden Fall hatte ich nie mehr mit ihm zu tun.

Ohne Ausweg

Lange Jahre hatte ich einen Dackel, der mich meist auf meinen Touren begleitete, ein treues und anhängliches Tier. Er führte sich ganz manierlich auf und gehorchte aufs Wort. Aber wenn er einmal einen Fuchsbau witterte, dann war er unter keinen Umständen mehr zu halten.

Einmal, als wir mitten im Winter auf dem Heimweg waren, stießen wir auf einen Fuchsbau, das heißt, mein Dackel hatte ihn schon lange gewittert und war in großen Sätzen vorausgesprungen. Als ich endlich nachkam, da grub sich der Hund bereits mit Windeseile einen Einschlupf, und bald hatte er den Gang gefunden.

Aber allem Anschein nach hatte er den falschen erwischt. Der Fuchs ist halt eben oft schlauer und baut Gänge, die dann einfach aufhören.

Wahrscheinlich glaubte nun der Dackel keineswegs daran, daß er sich auf dem falschen Weg befinde. Jedenfalls kam er nicht wieder zum Vorschein. So sehr ich auch rief und pfiff und wartete und wieder pfiff, ich hörte ihn nur weit drinnen wütend bellen. Ans Aufgeben dachte er gar nicht, und mich hatte er natürlich vollständig vergessen.

Es war nicht mehr lange bis Mitternacht, als ich mich entschloß, ohne Hund nach Hause zu gehen. Das war nicht das erste Mal, der Dackel hatte den Heimweg schon oft allein gefunden, und am Morgen war er dann einfach da, als ob nichts geschehen wäre.

Aber diesmal kam er nicht. Wir suchten ihn im ganzen Haus, aber er war einfach nicht zu finden. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als noch einmal zum Fuchsbau hinaufzusteigen. Und wahrhaftig: Da rumorte der Dackel immer noch im Bau herum. Immer wieder bellte er, aber mich dünkte, es töne schon nicht mehr so laut und so kühn wie am Abend vorher. Und als ich ihn dann anrief und ihm pfiff, da kam er doch rasch hervorgekrochen. Rückwärts kam er aus dem Loch, und dreckig war er, zerzaust, hungrig und sicher auch wütend. Denn im Bau steckte ja noch immer der Fuchs und wohl seine ganze Familie. Wenn ich wüßte, daß Füchse lachen können, würde ich jetzt behaupten, ich hätte im Bau drinnen ein triumphierendes Gelächter gehört.

Der schwarze Tag ...

In diesen Tagen war viel gewildert worden, bald hier, bald dort. Es war wie eine Seuche. Ich wurde sehr mißtrauisch.

Am Morgen, als es dämmerte, stieg ich von Scharnachtal aus gegen die Engelalp hinauf. Der Nebel wollte einfach nicht weichen. Es war wie wenn er an den Bäumen kleben würde, und er wurde immer dichter. Da gab es nichts anderes als warten und wieder warten. Und das tat ich denn auch, als ich an eine Wettertanne mit breiten Ästen geriet, wo ich einigermaßen im Trockenen sitzen konnte.

Das einzige, was ich hörte, waren dürre Ästchen, die manchmal aus der Tanne herunterfielen, und ab und zu ein Rabe, der irgendwo krächzte.

Aber auf einmal hörte ich etwas anderes: Äste knackten, und plötzlich brachen sieben Gemsen aus dem Nebel hervor. In riesigen Sprüngen rasten sie vorbei, und in zwei, drei Sekunden war alles wieder verschwunden.

Jetzt wußte ich, was es geschlagen hatte: Die Tiere rannten um ihr Leben. Und wer konnte ihnen

nachstellen, wenn nicht irgendein dunkler Geselle, der den Nebel benützte, um ungesehen im Bannbezirk zu wildern!

Ich überlegte: Wollten die Burschen mit ihrer Beute talwärts, dann mußten sie den Weg zum Oberen Lattreienberg benützen. So gab es für mich nichts anderes, als mich an dieses Weglein heranzuschleichen und es zu verstellen.

Aber bevor ich mich dazu entschließen konnte, lichtete sich ganz unerwartet der Nebel, und ich entdeckte gar nicht weit von mir einen Mann, der im wilden Unterholz saß und eine Flinte im Anschlag hatte. Glücklicherweise hatte ich mich vorgesehen und mein Versteck hinter einem Gestrüpp bezogen, sonst hätte mich der Bursche unbedingt sehen müssen. Und sicher war er nicht allein. Das merkte ich bald daran, daß der Unbekannte plötzlich sein Gewehr ablegte, nach dem Hut griff und diesen grüßend schwenkte. Irgendwo mußte sein Kumpan stecken. Und der ließ denn auch nicht lange auf sich warten; als er sich dem ersten näherte, hörte ich, wie er ihm zurief: «Isch no nüt cho?»

Inzwischen hatte ich mich fast in den Feldstecher verschloffen. Aber so sehr ich auch spiegelte, ich konnte keinen der Burschen erkennen, auch den dritten nicht, der nun auf einmal auch noch erschien. Ich sah noch, wie der größte der drei eine Pfeife anzündete, dann war plötzlich wieder der Nebel da, und mir schien, er sei dichter als je.

Jetzt galt es einfach, die Burschen ausfindig zu machen!

Eigentlich sollte das nicht so schwer sein, denn sie konnten nur den gefährlichen Pfad über die Winterfluh nach dem Oberlattreienberg eingeschlagen haben. Und tatsächlich: Ich war noch keine Viertelstunde gegangen, als ich plötzlich Stimmen vernahm. Ganz langsam ging ich weiter, und als ich einmal den Kopf über eine Krete schob, saßen die drei direkt unter mir. Sie hatten ihre Rucksäcke ausgepackt und aßen und tranken drauflos.

Ich muß sagen, es war mir nicht ganz behaglich zumute. Drei gegen einen, und unter diesen dreien war einer, der mir gar nicht gefiel. Aber ich mußte jetzt handeln. So packte ich denn meinen Drilling fester, und in der andern Hand hielt ich meinen Pikkel.

Die Burschen waren natürlich nicht wenig überrascht, als ich so plötzlich vor ihnen stand. Zuerst musterte ich sie kurz. Aber ich kannte keinen von ihnen, und, da ich annehmen mußte, daß sie mich auch nicht kannten, mußte ich mich wohl oder übel vorstellen. Ich sei der Wildhüter Fähndrich, sagte ich ihnen.

«Ihr werdet wohl wissen, daß ihr euch da im eidgenössischen Bannbezirk herumtreibt, oder? Und daß ihr euch strafbar macht, wenn ihr hier Waffen trägt, das wißt ihr auch. Zeigt mir übrigens einmal eure Patente!»

Da stand der größte auf, eben derjenige, der mir gar nicht gefiel:

«Ich bin der Bösch, wenn Euch das interessiert», sagte er, «Patent habe ich keines. Ich wüßte nicht, warum ich einen solchen Fetzen mit herumschleppen sollte!»

Nur einer hatte ein Patent, aber ich konnte es mir nicht anschauen. Und der dritte gab offensichtlich einen falschen Namen an.

«Gebt mir eure Waffen! Ich muß euch die wegnehmen», forderte ich sie auf. Aber da standen auch die beiden andern auf. Bösch lächelte dreckig und sagte spöttisch:

«Ha, da wi mer de zerscht iis gugge, sövli pressiere wird das de wol öppe nit!»

Ich tat, wie wenn ich gar nichts gehört hätte und trat vor den ältesten, einen mageren, kleinen Kerl. Hinter ihm am Boden lag seine zusammengelegte Flinte.

«Gebt mir sofort Eure Waffen!» befahl ich ihm. Ich glaube sogar, daß ich ihn richtig angebrüllt habe. Aber er weigerte sich und griff schnell nach seiner Flinte.

Jetzt war es mit meiner Geduld zu Ende. Ich riß ihm das Gewehr aus der Hand, setzte es schnell zusammen und hing es mir um den Hals.

Der andere war so überrascht, daß er kein Wort mehr herausbrachte. Das war nun kein ungünstiger Augenblick, um mich mit Bösch zu beschäftigen. Der mußte der Anführer sein.

Bösch hatte sein Gewehr in zwei Teile zerlegt und trug es an einer Schnur um den Hals, unter dem Kittel versteckt. Aber mit einem Ruck konnte ich es ihm trotzdem wegreißen und mir selber umhängen.

... mit dem bitteren Ende

Jetzt kam auch noch der dritte an die Reihe. Er öffnete mir seinen Rucksack freiwillig und beteuerte, er

habe gar nichts Ungehöriges bei sich. Aber ich war so felsenfest davon überzeugt, daß auch er eine Waffe bei sich habe, daß ich ihm unter den Kittel greifen wollte, um nach dem versteckten Gewehr zu suchen. Jetzt fing eigentlich das Ganze erst richtig an.

Der Bursche wehrte sich ganz energisch, und das war für Bösch wie ein Signal: Er machte einen Sprung, packte den Pickel, den ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, stellte sich bergwärts neben mir auf, hob den Pickel mit beiden Händen hoch über den Kopf und brüllte, so laut er konnte: «Jitz isch aber gnue, du tonnersch Lumpemanndli – a so ring giits de hingäge nit!»

Und dann brüllte er seine Kumpane an: «U dir zwee – we dir wiit Manne si, su staa mir zäme – däm nää mir Pflinti umhi aab!»

Blitzschnell ließ er den Pickel sinken, riß mir mit beiden Händen seine Flinte wieder vom Hals, warf sie weit ins Geröll und schrie dem älteren zu: «So Chrischte, mach vürschi, nimm ihm dis Gweerli ou umhi!»

Wahrscheinlich glaubte er das Spiel schon gewonnen, denn wieder hatte er den Pickel erhoben, während Christen nach seiner Flinte greifen wollte. Ich wehrte ab, aber da mischte sich auch noch der dritte ein, und schließlich kam auch Bösch noch dazu.

Das war eine ungute Sache, dieses Ringen einer gegen drei auf schmalem Weglein. Wäre einer hinuntergestürzt, es wäre wohl fertig gewesen mit ihm.

Aber da kam mir plötzlich ein Gedanke, denn ich spürte wohl, daß ich nicht mehr lange durchhalten konnte, und die drei Burschen merkten das auch. Ich wollte versuchen, einen Schreckschuß abzugeben. Schnell riß ich mich los, blickte dem zornigen Bösch, der mir am nächsten stand, scharf in die Augen und versuchte, meinen Drilling, den ich umgehängt hatte, freizubekommen. Wie ich nun meine Waffe packte und nach vorne riß ... da passierte es, daß ich den Abzug unglücklich berührte ... Ein Schuß knallte, und blutüberströmt sank Bösch zusammen, rollte zwei, drei Meter über den Steilhang und blieb in einer Steinmulde liegen. Eine Schrotladung aus meinem Gewehr hatte ihn sofort getötet.

Ich kann nicht schildern, wie mir damals zumute war. Ich weiß noch, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, und die beiden andern konnten es auch nicht. Ich ergriff meinen Pickel und die Waffen und stieg zu Tal. Auf dem Heimweg erstattete ich beim Landjägerposten in Reichenbach Bericht, und schon am Tag darauf wurde gegen mich eine amtliche Untersuchung eingeleitet. Bis jetzt war ich immer als Ankläger aufgetreten, jetzt war ich plötzlich der Angeklagte, und der Grund dazu war besonders schwer: Man mußte feststellen, ob ich mich der fahrlässigen Tötung schuldig gemacht habe.

Es vergingen zwei Wochen, bis ich vor das bernische Obergericht geladen wurde. Das waren schwere Tage, bis es endlich soweit kam. Ich habe in dieser Zeit keine Tour mehr unternommen.

Natürlich war es für mich eine gewaltige Erleichterung, daß die Untersuchung «mangels jeglicher strafbarer Handlung», wie es im Untersuchungsbericht hieß, eingestellt wurde. Ich bekam vom Staat sogar noch eine Entschädigung zugesprochen, derselbe übernahm auch die Kosten, und die beiden Begleiter des Getöteten wurden streng bestraft.

Bei der Untersuchung fand man heraus, daß Bösch wegen seines Jähzorns und seiner ungeheuren Körperkraft weitherum bekannt und gefürchtet war. Man mußte deshalb annehmen, daß er in jenem Augenblick auf der Winterfluh auch vor dem äußersten nicht zurückgeschreckt wäre. Der Polizei war er nicht unbekannt: Es lag damals eine Anzeige gegen ihn vor wegen schwerer Tierquälerei.

Das alles half mir natürlich schon ein wenig über die ganze Geschichte weg. Aber so etwas kann man nicht einfach wegwischen. Das bleibt fürs ganze Leben, und es kostete manchen bösen Traum und manche schwere Stunde.